

REBECCA F. KUANG



YELLOWFACE

ROMAN

Übersetzung aus dem Englischen von
Jasmin Humburg

eichborn

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Yellowface«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2023 by Rebecca Kuang

Published by arrangement with Rebecca F. Kuang

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2024 by Bastei Lübbe AG,

Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das

Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Helen Heidkamp

Umschlaggestaltung: Manuela Staedele-Monverde nach einem

Originalentwurf von Ellie Game © HarperCollinsPublishers Ltd

Covermotiv: Elena Abrazhevich/Shutterstock.com

Herstellung: Theresa von Zepelin

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Bennet Text One

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8479-0162-4

1 2 3 4 5

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

Für Eric und Janette

EINS

In der Nacht, in der ich Athena Liu sterben sehe, feiern wir ihren Vertrag mit Netflix.

Bevor ich beginne, solltet ihr zwei Dinge über Athena wissen, damit diese Geschichte Sinn ergibt.

Erstens hat sie alles: einen Mehrbuchvertrag mit einem großen Verlag, den sie unmittelbar nach dem College unterschrieb, einen Master of Fine Arts von einem berühmten Schreibprogramm, einen Lebenslauf voller namhafter Künstlerresidenzen und eine Liste mit Preisnominierungen, die länger ist als mein Einkaufszettel. Mit siebenundzwanzig Jahren hat sie drei Romane veröffentlicht, von denen jeder erfolgreicher war als der vorherige. Für Athena war der Deal mit Netflix kein lebensveränderndes Ereignis, sondern bloß eine weitere Trophäe für ihre Sammlung, einer der vielen netten Nebeneffekte auf ihrer rasanten Reise zu literarischem Weltruhm.

Zweitens, und womöglich als Folge von Punkt eins, will kaum jemand mit ihr befreundet sein. Schreibende in unserem Alter – junge, ambitionierte Talente Anfang dreißig – treten oft im Rudel auf. In den sozialen Medien kann man sie gut beobachten – sie schwärmen von den unveröffentlichten Manuskripten der anderen (DIESE GESCHICHTE MACHT MICH FERTIG!), kreischen beim Anblick neuer Buchcover (ES IST SO WUNDERSCHÖN,

ICH STERBE!!!) und posten Selfies von literarischen Gruppentreffen, die rund um den Erdball stattfinden. Doch auf Athenas Instagram-Fotos ist niemand anderes zu sehen. Sie twittert regelmäßige Updates zu ihrer Karriere und teilt schräge Witze mit ihren siebzigtausend Follower:innen, aber sie erwähnt nur selten andere Leute in ihren Posts. Sie betreibt kein Namedropping, schreibt keine Blurbs, empfiehlt nie Bücher von Kolleg:innen und zeigt sich nicht öffentlich in Begleitung, wie es viele junge Autor:innen zu Beginn ihrer Karriere auf so demonstrative, verzweifelte Art tun. Seit ich sie kenne, hat sie nie auf irgendwelche engen Freund:innen Bezug genommen, außer auf mich.

Lange dachte ich, sie wäre einfach unnahbar. Athena ist so irrsinnig erfolgreich, da leuchtet es ein, dass sie sich nicht mit Normalsterblichen umgeben will. Athena chattet vermutlich nur mit Leuten, die ein blaues Häkchen haben und mit anderen Bestseller-Autor:innen, die sie mit ihren abgehobenen Beobachtungen zur modernen Gesellschaft bei Laune halten können. Athena hat keine Zeit, um sich mit dem Proletariat anzufreunden.

Doch in den letzten Jahren habe ich eine weitere Theorie entwickelt, nämlich dass alle anderen sie genauso unerträglich finden wie ich. Schließlich ist es schwer, mit jemandem befreundet zu sein, der dich bei jeder Gelegenheit aussticht. Vermutlich mag niemand Athena, weil niemand das Gefühl mag, im Vergleich mit ihr ständig den Kürzeren zu ziehen. Vermutlich stehe ich zu ihr, weil ich so armselig bin.

An diesem Abend ist Athena also nur mit mir in einer lauten, überteuerten Rooftop-Bar in Georgetown. Sie kippt die Cocktails in sich rein, als müsse sie beweisen,

dass sie Spaß hat, und ich trinke, um die Bitch in mir zu betäuben, die sich wünscht, sie wäre tot.

Athena und ich sind lediglich aufgrund von äußeren Umständen Freundinnen geworden. Während unseres ersten Studienjahrs in Yale wohnten wir auf derselben Etage, und da wir beide schon immer wussten, dass wir Schriftstellerinnen werden wollten, fanden wir uns in denselben Schreibseminaren wieder. Anfangs veröffentlichten wir beide Kurzgeschichten in denselben Literaturzeitschriften, und einige Jahre nach dem Abschluss zogen wir in dieselbe Stadt – Athena wegen einer renommierten Stelle an der Georgetown University, wo man Gerüchten zufolge so beeindruckt von einer Gastvorlesung war, die sie an der American University gehalten hatte, dass das Englisch-Institut eigens für sie eine Stelle im Bereich Kreatives Schreiben schuf, und ich, weil der Cousine meiner Mutter eine Eigentumswohnung in Rosslyn gehörte, die sie mir zum Preis der Nebenkosten vermietete, solange ich die Pflanzen goss. Wir hatten nie so etwas wie eine Seelenverwandschaft oder irgendein tiefgreifendes, verbindendes Trauma erlebt – wir machten bloß immer dieselben Sachen an demselben Ort, so dass es praktisch schien, miteinander befreundet zu sein.

Doch obwohl für uns alles am selben Ort begann – im Einführungsseminar zu Kurzprosa von Professorin Natalia Gaines –, entwickelten sich unsere Karrieren nach dem Abschluss in vollkommen unterschiedliche Richtungen.

Ich schrieb meinen ersten Roman in einem Anflug von Inspiration, während ich mich in meinem Job als Aushilfslehrerin fast zu Tode langweilte. Ich kam jeden Abend von der Arbeit nach Hause und feilte sorgfältig

an der Geschichte, die ich seit meiner Kindheit hatte erzählen wollen: Es war ein detailreicher und dezent magischer Coming-of-Age-Roman über Trauer, Verlust und Schwesterschaft mit dem Titel *Jenseits der Bäume*. Nachdem ich erfolglos bei knapp fünfzig Literaturagenturen angefragt hatte, wurde das Buch von einem kleinen Verlag namens Evermore eingekauft, der öffentlich zur Ein-sendung von Manuskripten aufgerufen hatte. Der Vor-schuss kam mir damals absurd hoch vor – zehntausend Dollar im Voraus und die Chance auf Tantiemen, sobald der Roman genügend Geld einspielte –, doch das war, be- vor ich erfuhr, dass Athena eine sechsstellige Summe für ihr Debüt bei Penguin Random House bekam.

Drei Monate bevor mein Buch in den Druck gehen sollte, meldete Evermore Insolvenz an. Die Rechte fielen an mich zurück. Wie durch ein Wunder verkaufte meine Agentin – die mich nach Evermores Angebot unter Ver- trag genommen hatte – die Rechte für einen Vorschuss von zwanzigtausend Dollar an eines der fünf großen Ver- lagshäuser – ein »netter Deal«, wie es in der Bekanntgabe auf *Publishers Marketplace* hieß. Es sah so aus, als hätte ich es endlich geschafft, als würden all meine Träume von Ruhm und Erfolg bald Wirklichkeit werden, bis der Er- scheinungstermin immer näher rückte und die erste Auf- lage von zehntausend Exemplaren auf fünftausend redu- ziert wurde, man meine Lesereise von sechs Städten auf drei Städte in der Region Washington, D. C., Maryland und Virginia einstampfte und die versprochenen Zitate von berühmten Autor:innen ausblieben. Es gab keine zweite Auflage. Ich verkaufte insgesamt zwei-, vielleicht dreitausend Bücher. Meine Lektorin wurde entlassen, weil es einen dieser Engpässe im Verlagswesen gab, die immer entstehen, wenn es mit der Wirtschaft abwärts-

geht, und ich wurde an einen Typen namens Garrett weitergereicht, der bisher so wenig Interesse an meinem Roman gezeigt hat, dass ich mich oft frage, ob er mich womöglich schon komplett vergessen hat.

Aber das ist ganz normal, habe ich mir sagen lassen. Jeder hat eine beschissene Debüt-Erfahrung. Die Verlage sind eben so. Es herrscht immer Chaos in New York, die Lektorate und Presseabteilungen sind überarbeitet und unterbezahlt, und es wird ständig Mist gebaut. Das Gras auf der anderen Seite ist nie grüner. Alle Autor:innen hassen ihre Verlage. Es gibt keine Cinderella-Geschichten, nur harte Arbeit, Durchhaltevermögen und das ewige Streben nach dem goldenen Ticket.

Warum also werden einige Leute beim ersten Versuch gleich in die Welt der Stars katapultiert? Sechs Monate bevor Athenas Debütroman erschien, bekam sie eine große, sexy Fotostrecke in einer viel gelesenen Branchenzeitschrift mit der Überschrift »Literarisches Wunderkind erzählt wichtige Geschichten des asiatisch-amerikanischen Erbes«. Sie verkaufte die Rechte in dreißig Länder. Ihr Debüt wurde von Kritiker:innen des *New Yorker* und der *New York Times* mit großem Tamtam gefeiert, und es hielt sich wochenlang in den oberen Rängen jeder Bestsellerliste. Die kommende Saison der Literaturpreise war ein Selbstläufer. Athenas Debüt *Stimme und Echo* – über ein chinesisch-amerikanisches Mädchen, das die Geister aller verstorbenen Frauen in ihrer Familie heraufbeschwören kann – ist einer dieser seltenen Romane, der fantastische Elemente auf vollkommene Weise mit Unterhaltungsliteratur verbindet, weshalb sie Nominierungen für den Booker Prize, den Nebula Award, den Hugo Award und den World Fantasy Award erhielt und letztendlich zwei davon gewann. Und das

ist erst drei Jahre her. Seitdem hat sie zwei weitere Bücher veröffentlicht und die Kritiker:innen sind sich einig, dass sie von Roman zu Roman besser wird.

Es ist nicht so, als hätte Athena kein Talent. Sie ist eine verdammt gute Autorin – ich habe alles von ihr gelesen, und ich bin nicht zu verblendet, um gute Prosa zu erkennen, wenn ich sie sehe. Doch Athenas Star-Power hat ganz offensichtlich nichts mit ihrem Schreibtalent zu tun. Es geht um *sie*. Athena Liu ist, kurz gesagt, *fucking cool*. Sogar ihr Name – Athena Ling En Liu – klingt cool. Gut gemacht Mr und Mrs Liu, eine perfekte Kombination aus klassisch und exotisch. Geboren in Hongkong, aufgewachsen zwischen Sydney und New York, ausgebildet in britischen Internaten, wo sie sich einen vornehmen, undefinierbaren Akzent aneignete; groß und feingliedrig, anmutig wie es alle ehemaligen Balletttänzerinnen sind, mit einer zarten Blässe und riesigen, von langen Wimpern eingerahmten braunen Augen, mit denen sie aussieht wie eine chinesische Anne Hathaway (es ist nicht rassistisch, wenn ich das sage – Athena hat selbst einmal ein Selfie mit »Annie« von einem roten Teppich gepostet, die großen Rehaugen der beiden dicht nebeneinander, mit der schlichten Bildunterschrift *Zwillinge!*).

Sie ist unglaublich. Sie ist im wahrsten Sinne unglaublich.

Natürlich fliegen Athena alle guten Dinge zu, denn so läuft es in dieser Branche. Der Literaturbetrieb sucht sich einen Gewinner oder eine Gewinnerin aus – attraktiv genug, cool und jung und, mal ehrlich, wir denken es doch alle, also sprechen wir es doch aus, »divers« genug – und überschüttet diese Person mit Geld und Unterstützung. Es ist so verdammt willkürlich. Oder vielleicht nicht willkürlich, aber es hängt von Faktoren ab,

die nichts mit der Qualität des eigenen Schreibens zu tun haben. Athena – eine wunderschöne, internationale, potenziell queere Woman of Color mit Yale-Abschluss – wurde von der höheren Macht auserwählt. Ich hingegen bin nur June Hayward aus Philly, braune Augen, braune Haare – und ganz egal wie hart ich arbeite oder wie gut ich schreibe, ich werde niemals Athena Liu sein.

Ich hatte erwartet, dass sie inzwischen in ganz anderen Sphären unterwegs sein würde. Aber sie schickt immer noch freundliche Textnachrichten – *Wie läuft's heute mit dem Schreiben? Tagesziel schon erreicht? Viel Glück mit der Deadline!* – und Einladungen: Margaritas zur Happy Hour im El Centro, Brunch im Zaytinya, ein Poetry Slam in der U Street. Uns verbindet eine dieser oberflächlichen Freundschaften, in denen man es schafft, viel Zeit miteinander zu verbringen, ohne sich wirklich kennenzulernen. Ich weiß immer noch nicht, ob sie Geschwister hat. Sie wollte nie etwas über meine Partner wissen. Aber wir hängen trotzdem zusammen rum, weil es so praktisch ist, dass wir beide in Washington, D. C. wohnen, und weil es sich immer schwieriger gestaltet, neue Freundschaften zu schließen, je älter man wird.

Ich weiß ehrlich gesagt nicht, warum Athena mich mag. Sie umarmt mich immer, wenn wir uns sehen. Sie likt pro Woche mindestens zwei meiner Beiträge in den sozialen Medien. Wir gehen mindestens alle zwei Monate etwas trinken, und meistens ist sie diejenige, die fragt. Doch ich habe keine Ahnung, was sie sich davon erhofft, ich habe nicht annähernd genug Einfluss, bin nicht beliebt oder vernetzt genug, damit sich die Zeit mit mir lohnen würde.

Tief im Innern habe ich immer vermutet, dass Athena mich gern um sich hat, gerade weil ich keine Konkur-

renz für sie darstelle. Ich verstehe ihre Welt, aber ich bin keine Bedrohung, und ihre Erfolge sind so unerreichbar für mich, dass sie sich nicht schlecht fühlen muss, wenn sie mir freudestrahlend von ihrem Glück erzählt. Hätten wir nicht alle gern eine Freundin, die unsere Überlegenheit niemals in Frage stellen würde, weil sie weiß, dass sie damit auf verlorenem Posten stünde? Brauchen wir nicht alle jemanden, den wir als Blitzableiter benutzen können?

»So schlimm kann es doch nicht sein«, sagt Athena. »Die wollen das Taschenbuch bestimmt nur ein paar Monate nach hinten verschieben.«

»Es wird nicht verschoben«, sage ich. »Es wird gestrichen. Brett sagt, dass sie einfach ... keinen freien Termin für den Druck gefunden haben.«

Sie tätschelt meine Schulter. »Ach, mach dir keine Sorgen. Für das Hardcover bekommt man eh mehr Tantiemen. Hat auch alles sein Gutes, oder?«

Ganz schön frech einfach anzunehmen, dass ich überhaupt Tantiemen bekomme. Das spreche ich nicht laut aus. Wenn man Athena darauf hinweist, dass sie taktlos war, fängt sie an, sich auf übertriebene Weise zu entschuldigen, und es fällt mir schwerer, damit umzugehen, als meine Gereiztheit einfach runterzuschlucken.

Wir sind in der Graham's Rooftop-Bar, sitzen auf einem kleinen Sofa und schauen in den Sonnenuntergang. Athena schlürft ihren zweiten Whiskey Sour, und ich trinke mein drittes Glas Pinot noir. Wir sind inzwischen bei dem leidigen Thema meiner Verlagsprobleme angekommen, und ich bereue es schon jetzt, denn mit jedem Wort, das Athena für tröstlich oder hilfreich hält, streut sie eigentlich bloß Salz in die Wunde.

»Ich will es mir mit Garrett nicht verscherzen«, sage ich. »Na ja, wenn ich ehrlich bin, glaube ich, dass er sich schon darauf freut, das Vorkaufsrecht abzulehnen, damit die mich los sind.«

»Ach was, stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, sagt Athena. »Er hat dein Debüt eingekauft, oder etwa nicht?«

»Hat er eben nicht«, sage ich. Ich muss Athena jedes Mal wieder daran erinnern. Sie hat ein Gedächtnis wie ein Sieb, wenn es um meine Probleme geht – man muss alles zwei oder drei Mal wiederholen, damit irgendetwas hängenbleibt. »Die Lektorin, die es eingekauft hat, wurde entlassen, und dann wurde es auf ihn abgewälzt, und immer wenn wir darüber sprechen, wirkt er total desinteressiert.«

»Tja, dann scheiß auf ihn«, sagt Athena fröhlich. »Noch eine Runde?«

Die Drinks sind übertrieben teuer in diesem Laden, aber das ist okay, denn Athena zahlt. Athena zahlt immer; mittlerweile biete ich es gar nicht mehr an. Ich glaube, Athena hat das Konzept von »teuer« und »günstig« nie richtig verstanden. Für sie ging es von Yale zu einem komplett finanzierten Masterstudium zu mehreren hunderttausend Dollar auf dem Konto. Als ich ihr einmal erzählte, dass das Einstiegsgehalt für Verlagsjobs in New York nur etwa fünfunddreißigtausend Dollar im Jahr beträgt, schaute sie mich mit großen Augen an und fragte, »Ist das viel?«.

»Ich nehme einen Malbec«, sage ich. Ein Glas kostet neunzehn Dollar.

»Alles klar, Süße.« Athena steht auf und flaniert zur Bar. Der Barkeeper lächelt sie an, und sie macht ein überraschtes Gesicht, ehe sie sich die Hände vor den Mund

schlägt, als wäre sie Shirley Temple. Offenbar hat ein Mann am Tresen ihr ein Glas Champagner zukommen lassen. »Ja, wir feiern tatsächlich.« Ihr zartes, entzücktes Lachen schwebt über der Musik. »Aber kann ich bitte auch ein Glas für meine Freundin bekommen? Das zahle ich.«

Mir spendiert hier niemand Champagner. Aber das ist typisch. Athena wird mit Aufmerksamkeit überschüttet, wenn wir ausgehen – wenn nicht von eifrigen Leser:innen, die ein Selfie oder ein Autogramm wollen, dann sowohl von Männern als auch von Frauen, die sie hinreißend finden. Ich hingegen bin unsichtbar.

»Also.« Athena macht es sich wieder neben mir bequem und reicht mir mein Glas. »Willst du wissen, wie das Meeting mit Netflix lief? Oh mein Gott, Junie, es war der Wahnsinn. Ich habe den Typen kennengelernt, der *Tiger King* produziert hat. *Tiger King!*«

Freu dich für sie, sage ich zu mir selbst. Freu dich einfach für sie, und lass ihr diesen Abend.

Neid wird immer als dieses spitze, grüne, giftige Ding beschrieben. Unbegründet, essigsauer, gemein. Aber ich habe festgestellt, dass sich Neid für Autor:innen eher anfühlt wie Angst. Neid ist mein rasender Herzschlag, wenn ich Neuigkeiten über Athenas Erfolg auf Twitter sehe – ein weiterer Buchvertrag, Preisnominierungen, Sonderausgaben, Lizenzverträge. Neid bedeutet, mich ständig mit ihr zu vergleichen und dabei schlecht wegzukommen; Panik, dass ich nicht gut genug oder schnell genug schreibe, dass ich nicht genug *bin* und es nie sein werde. Neid bedeutet von Athenas sechsstelligem Optionsvertrag mit Netflix zu erfahren und deswegen tagelang kopflos durch die Gegend zu laufen, unfähig mich auf meine eigene Arbeit zu konzentrieren, eingefroren

in Scham und Selbstekel, wann immer ich eines ihrer Bücher im Schaufenster einer Buchhandlung stehen sehe.

Alle Autor:innen, die ich kenne, sind mit dem Gefühl vertraut. Schreiben ist so eine einsame Tätigkeit. Du hast keine Gewissheit, ob deine Arbeit irgendeinen Wert hat, und jedes Indiz dafür, dass du den Anschluss verlierst, stürzt dich in den Abgrund der Verzweiflung. *Augen auf das eigene Blatt*, sagen sie. Aber das ist schwer, wenn die Blätter aller anderen dir ständig vor der Nase herumflattern. Allerdings spüre ich auch die böartige Variante des Neids, wenn ich höre, wie sehr Athena ihre Lektorin vergöttert, ein literarisches Kraftpaket namens Marlena Ng, die »mich aus der Anonymität befreit hat« und die »wirklich versteht, was ich auf künstlerischer Ebene zu schaffen versuche, weißt du?«. Ich starre in Athenas braune Augen, eingerahmt von diesen aberwitzig langen Wimpern, die mich an Waldtiere in Disneyfilmen erinnern, und ich frage mich, *Wie fühlt es sich an, du zu sein?* Wie fühlt es sich an, so unglaublich perfekt zu sein und alle guten Dinge dieser Welt zu haben? Und vielleicht ist es der Alkohol, oder es ist meine wilde Autorinnen-Fantasie, aber ich spüre einen glühenden Knoten im Magen, den bizarren Drang, meine Finger in ihren himbeerrot bemalten Mund zu stecken und ihr Gesicht zu zerreißen, ihr die Haut vom Körper zu schälen, wie von einer Orange und sie mir selbst überzustreifen.

»Und sie *versteht* mich einfach, es ist, als würde sie Sex mit meinen Worten haben. Sowas wie Gedankensex.« Athena kichert und zieht dann niedlich die Nase kraus. Ich unterdrücke den Impuls, ihr eine zu verpassen. »Hast du dir die Überarbeitung schon mal als Sex mit deinem Lektor vorgestellt? So als würde man gemeinsam ein großes, literarisches Baby zeugen?«

Sie ist betrunken, das wird mir jetzt klar. Zweieinhalb Drinks, und sie ist voll; sie hat schon wieder vergessen, dass ich meinen Lektor hasse.

Athena verträgt nicht viel. Das habe ich eine Woche nach Studienbeginn auf einer Hausparty eines älteren Studenten in East Rock gemerkt, bei der ich ihre Haare hochhielt, während sie in eine Toilette kotzte. Sie hat einen ausgefallenen Geschmack; sie liebt es, mit ihrem Wissen über Scotch anzugeben (sie sagt dazu immer nur »Whisky« und manchmal »Whisky aus den Highlands«), aber kaum hat sie etwas getrunken, sind ihre Wangen schon knallrot, und die Sätze werden immer länger. Athena liebt es, sich zu betrinken, und die betrunkene Athena ist jedes Mal selbstherrlich und dramatisch.

Dieses Verhalten ist mir zum ersten Mal bei der Comic-Con in San Diego aufgefallen. Wir saßen an einem großen Tisch in der Hotelbar, und sie lachte zu laut, ihre Wangen leuchteten rot, während die Typen neben ihr, von denen einer wenig später auf Twitter als notorisch übergriffig geoutet wurde, begeistert auf ihre Brüste glotzten. »Oh mein Gott«, sagte sie immer wieder. »Ich bin noch nicht bereit dafür. Das wird mir alles um die Ohren fliegen. Ich bin noch nicht so weit. Glaubt ihr, die hassen mich? Glaubt ihr, alle hassen mich insgeheim und es sagt mir bloß keiner? Würdet *ihr* es mir sagen, wenn ihr mich hassen würdet?«

»Ach was«, versicherten die Männer und tätschelten ihr die Hand. »Niemand könnte dich jemals hassen.«

Ich war immer davon ausgegangen, dass das eine Masche war, um Aufmerksamkeit zu bekommen, aber sie benimmt sich auch so, wenn wir nur zu zweit sind. Sie wird dann so verletzlich. Sie hört sich an, als könnte sie jeden Moment in Tränen ausbrechen oder als würde sie

tapfer Geheimnisse offenbaren, die sie noch keiner Menschenseele anvertraut hat. Das Ganze ist schwer zu ertragen. Es hat etwas Verzweifeltes, und ich weiß nicht, welche Vorstellung mir mehr Angst macht – dass sie manipulativ genug ist, um so eine Nummer abzuziehen, oder dass alles, was sie sagt, wahr sein könnte.

Trotz der lauten Musik und der vibrierenden Bässe ist es im Graham wie ausgestorben – kein Wunder, es ist Mittwochabend. Zwei Männer wollen Athena ihre Nummer geben, doch sie winkt ab. Wir sind die einzigen Frauen hier. Die Dachterrasse kommt uns plötzlich beklemmend vor, also trinken wir aus und gehen. Einigermaßen erleichtert denke ich, dass der Abend jetzt endet – aber dann lädt Athena mich zu sich ein, ihre Wohnung liegt nur eine kurze Fahrt mit dem Uber entfernt, in der Nähe von Dupont Circle.

»Komm schon«, sagt sie. »Ich habe einen fabelhaften Whisky für genau diesen Abend aufgehoben – den musst du probieren.«

Ich bin müde, und ich habe schlechte Laune – Neid fühlt sich noch schlimmer an, wenn man betrunken ist –, aber ich will sehen, wie sie wohnt, also sage ich ja.

Ihre Wohnung ist wirklich verdammt schön. Ich wusste, dass Athena reich ist – Bestseller lohnen sich eben –, mir war jedoch nicht klar, *wie* reich, bis wir ihre Wohnung mit zwei Schlafzimmern – ein Zimmer zum Schlafen, eines zum Schreiben – im neunten Stock betreten, in der sie allein lebt. Ich sehe hohe Decken, glänzendes Parkett, bodentiefe Fenster und einen Eckbalkon. Sie hat die Zimmer in dem allgegenwärtigen Influencer:innen-Stil dekoriert, der minimalistisch ist, aber nach viel Geld aussieht: glatte Holzmöbel, sparsam bestückte Bücherregale und saubere, einfarbige Teppiche.

Sogar die Zimmerpflanzen sehen teuer aus. Ein Luftbefeuchter zischt unter ihren Calatheas.

»Also, Whisky? Oder was weniger Starkes?« Athena zeigt auf ihren Weinkühlschrank. Sie hat einen verdammten Weinkühlschrank. »Riesling? Ich habe auch einen *herrlichen* Sauvignon blanc, außer du willst lieber bei Rotwein bleiben –«

»Whisky«, sage ich, weil ich diesen Abend nur überstehe, wenn ich so betrunken wie möglich bin.

»Pur, on the rocks oder als Old Fashioned?«

Ich habe keine Ahnung, wie man Whisky trinkt. »Ähm, ich nehm dasselbe wie du.«

»Dann also Old Fashioned.« Sie flitzt in die Küche. Einen Moment später höre ich Schranktüren und Geschirrgeklapper. Wer hätte gedacht, dass ein Old Fashioned so aufwendig ist?

»Ich habe diesen großartigen, achtzehn Jahre alten WhistlePig«, ruft sie. »Der ist total geschmeidig, wie eine Mischung aus Toffee und schwarzem Pfeffer – du wirst gleich sehen, was ich meine.«

»Okay«, rufe ich zurück. »Klingt toll.«

Es dauert eine Weile, und ich muss dringend aufs Klo, also mache ich mich auf die Suche nach dem Badezimmer. Ich frage mich, was mich dort erwartet. Vielleicht ein schicker Aroma-Diffuser. Vielleicht ein Korb voller Vagina-Jadesteine.

Ich bemerke, dass die Tür zu ihrem Schreibzimmer weit offen steht. Es ist ein wunderschöner Raum; ich kann nicht anders als einen Blick hineinzuworfen. Ich erinnere mich, ihn schon auf ihren Fotos bei Instagram gesehen zu haben – ihren »Palast der Kreativität«, wie sie ihn nennt. Sie hat einen großen Mahagoni-Schreibtisch mit geschwungenen Beinen vor einem Fenster,

das mit Spitzenvorhängen im viktorianischen Stil eingerahmt ist. Auf dem Tisch steht ihre geliebte schwarze Schreibmaschine.

Richtig. Athena benutzt eine Schreibmaschine. Keine gespeicherten Word-Dokumente, kein Google Docs, kein Scrivener: nur Kritzeleien in Moleskine-Notizbüchern, die zu Kurzfassungen auf Klebezetteln und dann zu vollständigen Entwürfen auf ihrer Remington werden. Es zwingt sie, sich auf die Satzebene zu konzentrieren, behauptet sie. (Sie hat diese Antwort in so vielen Interviews gegeben, dass ich sie quasi auswendig kann.) Sonst verarbeite sie ganze Absätze auf einmal und könne die Bäume vor lauter Wald nicht mehr sehen.

Jetzt mal ehrlich. Wer redet denn so? Wer *denkt* denn so?

Es gibt diese hässlichen, überteuerten elektrischen Schreibmaschinen für Autor:innen, die keinen Absatz schreiben können, ohne die Konzentration zu verlieren und Twitter zu öffnen. Aber die hasst Athena; sie benutzt eine *klassische* Schreibmaschine, ein klobiges Ding, für das sie ein spezielles Farbband und dickes, robustes Papier kaufen muss. »Ich kann einfach nicht auf einem Bildschirm schreiben«, erzählte sie mir. »Ich muss es gedruckt vor mir sehen. Diese beruhigende Stabilität der Worte. Es fühlt sich beständig an, es verleiht allem, was ich verfasse, Gewicht. Es hält mich fest; es klärt meine Gedanken und zwingt mich, konkret zu werden.«

Ich streife weiter durch ihr Schreibzimmer, weil ich gerade betrunken genug bin, um zu vergessen, dass sich das eigentlich nicht gehört. Es klemmt ein Blatt Papier in der Halterolle, auf dem nur ein Wort steht: ENDE. Neben der Maschine liegt ein etwa dreißig Zentimeter hoher Papierstapel.

Plötzlich steht Athena neben mir, in jeder Hand ein Glas. »Ah, das ist das Projekt zum Ersten Weltkrieg. Es ist endlich fertig.«

Athena spricht bekanntlich nicht gern über ihre Schreibprojekte, bevor sie vollendet sind. Keine Testleser:innen. Keine Interviews, keine Auszüge in den sozialen Medien. Selbst ihre Agent:innen und Lektor:innen bekommen nicht mehr als einen Abriss zu sehen, bevor das ganze Ding fertig ist. »Ich muss es in mir reifen lassen, bis es lebensfähig ist«, hat sie mir einmal erzählt. »Wenn ich es unterentwickelt zur Welt bringe, stirbt es.« (Es schockiert mich, dass sich bisher niemand an dieser grotesken Metapher gestoßen hat, aber Athena darf offensichtlich alles sagen.) In den letzten zwei Jahren hat sie lediglich preisgegeben, dass der neue Roman etwas mit Militärgeschichte im 20. Jahrhundert zu tun habe und dass er eine »große künstlerische Herausforderung« für sie darstelle.

»Wow«, sage ich. »Glückwunsch.«

»Hab die letzte Seite heute Morgen abgetippt«, zwitschert sie. »Bis jetzt hat niemand das Manuskript gelesen.«

»Nicht mal dein Agent?«

Sie schnaubt. »Jared kümmert sich um die Papiere und unterschreibt Schecks.«

»Es hat so viele Seiten.« Ich gehe zum Schreibtisch, will nach dem ersten Blatt Papier greifen, ziehe meine Hand dann aber schnell zurück. Unüberlegt, betrunken – ich kann hier nicht einfach herumlaufen und alles anfassen.

Aber anstatt mich anzufahren, nickt Athena ermutigend. »Was sagst du dazu?«

»Du willst, dass ich es lese?«

»Na ja, natürlich nicht gleich alles.« Sie lacht. »Es ist *sehr* lang. Ich bin nur ... Ich bin so froh, dass es fertig ist. Sieht der Stapel nicht hübsch aus? So mächtig. Er ... hat etwas Bedeutendes.«

Ihre Gedanken schweifen ab; sie ist so betrunken wie ich, aber ich weiß genau, was sie meint. Dieses Buch hat Format, in mehrfacher Hinsicht. Es ist ein Buch, das Spuren hinterlässt.

Mein Finger schwebt über dem Papierstapel. »Darf ich ...?«

»Ja, sicher ...« Sie nickt begeistert. »Ich muss mich mit dem Gedanken vertraut machen, dass es gesehen wird. Ich muss es zur Welt bringen.«

Sie hält an dieser bizarren Metapher fest. Ich weiß, dass die Lektüre meinen Neid nur befeuern wird, aber ich kann nicht anders. Ich nehme zehn, fünfzehn Seiten vom Stapel und überfliege sie.

Himmel, sind die gut.

Angetrunken fällt mir das Lesen etwas schwer, und mein Blick gleitet immer wieder zum Ende des Absatzes, aber selbst nach kurzem Überfliegen weiß ich, dass dieses Buch glänzen wird. Der Schreibstil ist dicht und selbstsicher. Keine Spur von den jugendlichen Ausrutschern ihres Debüts. Ihre Stimme ist reifer und schärfer geworden. Jede Beschreibung, jeder Ausdruck – alles singt.

Es ist besser als alles, was ich vermutlich jemals schreiben könnte.

»Gefällt es dir?«, fragt sie.

Sie ist nervös. Sie sieht mich mit großen, beinahe ängstlichen Augen an, während sie an ihrer Halskette herumzupft. Wie oft zieht sie diese Show ab? Mit wie viel Lob überschütten die Leute sie, wenn sie es tut?

Es ist lächerlich, aber ich will sie nicht loben. Ihr Spielchen funktioniert bei bewundernden Kritiker:innen und Fans, aber nicht bei mir.

»Ich weiß nicht«, sage ich ausdruckslos. »Ich kann nicht richtig lesen, wenn ich betrunken bin.«

Sie sieht geknickt aus, jedoch nur für einen Moment. Dann setzt sie hastig ein Lächeln auf. »Na klar, logisch, das war dumm, natürlich willst du nicht ...« Ihr Blick wandert von ihrem Glas zu mir und dann in Richtung Wohnzimmer. »Tja, wollen wir dann einfach ... abhängen?«

Ich hänge also einfach mit Athena Liu ab.

Wie sich herausstellt, ist sie schockierend gewöhnlich, wenn sie besoffen ist. Sie stellt mir keine Quizfragen zu Heidegger oder Arendt oder den vielen anderen Philosoph:innen, deren Namen sie so gern in Interviews fallen lässt. Sie schwärmt nicht davon, wie toll es war, dieses eine Mal Model für Prada in Paris gewesen zu sein (was ein totaler Zufall war; der Casting-Direktor hatte sie vor einem Café sitzen sehen und sie gebeten einzuspringen). Wir lachen über berühmte Leute. Wir behaupten beide, dass wir dem neuesten Twink mit dem Hundeblick nichts abgewinnen können, dass wir Cate Blanchett jedoch jederzeit die Füße küssen würden. Sie sagt etwas Nettes über mein Outfit. Sie will wissen, wo ich meine Schuhe, meine Brosche, meine Ohrringe gekauft habe. Sie bewundert mein Gespür für Second-hand-Schnäppchen – »Ich kaufe immer noch die Hälfte meiner Klamotten bei Talbots, ich bin so eine alte Lady.« Ich bringe sie mit Geschichten über meine Schüler:innen zum Lachen, einer Reihe verpickelter, geistloser Teenies, die durch das Netzwerk ihrer Eltern in die besten Unis des Landes spazieren könnten, wenn sie nur zweihundert Punkte mehr im Zulassungstest erreichen würden,

und die sich in ihren von Ghostwriter:innen verfassten Bewerbungseessays persönliches Leid andichten lassen, das sie offensichtlich nie selbst erlebt haben. Wir tauschen uns über schlechte Dates aus, über Leute aus dem Studium, über die Tatsache, dass wir beide etwas mit denselben zwei Typen von Princeton hatten.

Schließlich liegen wir auf ihrer Couch und lachen, bis wir Bauchschmerzen haben. Mir war nicht klar, wie viel Spaß man mit Athena haben kann. Ich war noch nie so sehr *ich selbst* mit ihr. Wir kennen uns jetzt seit mehr als neun Jahren, aber in ihrer Gegenwart war ich immer zurückhaltend – weil sie nicht merken sollte, dass ich nur halb so brillant oder interessant bin, wie sie denkt, und auch wegen der Sache, die im ersten Jahr am College passierte.

Aber heute Abend habe ich zum ersten Mal seit Langem das Gefühl, nicht jedes meiner Worte filtern zu müssen. Ich gebe mir keine Mühe, Athena Fucking Liu zu beeindrucken. Ich hänge nur mit Athena ab.

»Wir sollten das öfter machen«, sagt sie zum wiederholten Mal. »Junie, ehrlich, warum haben wir das noch nie gemacht?«

»Ich weiß nicht«, sage ich und dann in einem Versuch, tiefgründig zu klingen, »vielleicht hatten wir Angst davor, wie sehr wir uns mögen würden.«

Es ist dumm, und es ist nichts Wahres dran, aber offensichtlich gefällt ihr meine Antwort.

»Vielleicht«, sagt sie. »Vielleicht. Ach, Junie. Das Leben ist kurz. Warum errichten wir Mauern um uns herum?«

Ihre Augen glänzen. Ihr Mund ist feucht. Wir sitzen nebeneinander auf ihrem Futon, unsere Knie berühren sich fast. Ganz kurz denke ich, sie wird sich vorbeugen

und mich küssen – was *das* für eine Story wäre, denke ich; was für eine überraschende Wendung – aber dann springt sie kreischend zurück, denn ich habe mein Glas so schief gehalten, dass Whisky auf den Boden getropft ist. Zum Glück nur auf das Parkett, denn wenn ich einen von Athenas teuren Läufern ruiniert hätte, wäre ich vom Balkon gesprungen. Sie lacht und rennt in die Küche, um ein Tuch zu holen, und ich nehme noch einen Schluck zur Beruhigung, während ich verwundert feststelle, dass mein Herz rast.

Dann ist es plötzlich Mitternacht, und wir machen Pancakes – selbstgemacht, keine Fertigmischung, und verfeinert mit einigen Spritzern Pandan-Extrakt, die den Teig neongrün färben, denn Athena Liu macht keine *normalen* Pancakes. »Wie Vanille, nur besser«, erklärt sie. »Es ist duftend und würzig, als würdest du den Wald einatmen. Kaum zu *glauben*, dass weiße Leute noch nichts von Pandan gehört haben.« Sie befördert die Pancakes von der Pfanne auf meinen Teller. Sie sind angebrannt und unförmig, aber sie riechen fantastisch, und ich merke, wie hungrig ich bin. Gierig verschlinge ich den ersten und bemerke dann, dass Athena mich anstarrt. Ich wische mir die Finger ab und habe plötzlich Angst, sie könnte mich abstoßend finden, doch dann lacht sie und fordert mich zu einem Wettessen heraus. Die Stoppuhr läuft, und wir stopfen uns die schmierigen, halbgaren Pancakes in den Mund, so schnell wir können, gefolgt von großen Schlucken Milch, um die dicken Klumpen hinunterzuspülen.

»Sieben«, keuche ich und schnappe nach Luft. »Sieben, wie viele ...«

Aber Athena sieht mich nicht an. Sie blinzelt wie verrückt, runzelt die Stirn. Sie legt sich eine Hand an den Hals. Die andere schlägt hektisch auf meinen Arm.

Ihre Lippen öffnen sich, und es kommt ein gedämpftes, scheußliches Krächzen heraus.

Sie erstickt.

Heimlich, ich kenne das Heimlich-Manöver – oder? Ich habe seit der Grundschule nicht mehr daran gedacht. Aber ich stelle mich hinter sie, schlinge meine Arme um ihre Mitte und drücke meine Hände ruckartig gegen ihren Bauch, damit sich der Pancake löst – heilige *Scheiße*, sie ist so dünn –, doch sie schüttelt immer noch den Kopf und schlägt auf meinen Arm. Es kommt nichts raus. Ich drücke nochmal. Und nochmal. Es funktioniert nicht. Kurz überlege ich, »Heimlich« zu googeln, vielleicht gibt es ein YouTube-Video. Aber dafür bleibt keine Zeit, das würde ewig dauern.

Athena schlägt mit den Händen auf den Küchentresen. Ihr Gesicht hat sich inzwischen violett verfärbt.

Mir fällt ein Zeitungsartikel von vor ein paar Jahren ein, über eine Studentin, die bei einem Pancake-Wettessen erstickt ist. Ich weiß noch, wie ich auf der Toilette saß und mich von grausamer Faszination gepackt durch die Details scrollte, weil es so ein plötzlicher, lächerlicher und fürchterlicher Tod gewesen war. *Die Pancakes saßen wie ein Zementklumpen in ihrem Hals*, hatte der Rettungs-sanitäter gesagt. Ein Zementklumpen.

Athena zerrt an meinem Arm, zeigt auf mein Telefon. *Hilfe*, sagt sie tonlos. *Hilfe, Hilfe* –

Meine Finger hören nicht auf zu zittern; erst beim dritten Versuch schaffe ich es, mein Handy zu entsperren, um den Notruf zu wählen. Ich werde gefragt, was passiert ist.

»Meine Freundin«, keuche ich. »Sie erstickt. Ich habe es mit dem Heimlich-Griff versucht; es kommt nicht raus –«

Neben mir beugt Athena sich über einen Stuhl, rammt ihr Brustbein gegen die Rückenlehne, versucht das Heimlich-Manöver an sich selbst anzuwenden. Ihre Bewegungen werden immer verzweifelter – *Sie sieht aus, als würde sie den Stuhl vögeln*, denke ich dümmlich –, aber es scheint nicht zu klappen; nichts fliegt aus ihrem Mund.

»Ma'am, wo befinden Sie sich?«

Oh, verdammte Scheiße, ich kenne Athenas Adresse nicht. »Ich weiß es nicht, bei meiner Freundin.« Ich versuche mich zu konzentrieren. »Ähm, gegenüber sind ein Taco-Laden und eine Buchhandlung, ich weiß es nicht ...«

»Können Sie es genauer sagen?«

»Dupont! Dupont Circle. Ähm – ein Block von der Metrostation entfernt, mit so einer schicken Drehtür –«

»Ist es ein Apartmentgebäude?«

»Ja –«

»Das *Independent*? Das *Madison*?«

»Ja! Madison. Das ist es.«

»Welche Apartmentnummer?«

Ich weiß es nicht. Ich drehe mich zu Athena um, aber sie liegt auf dem Boden, und es ist schrecklich, ihren zuckenden Körper zu sehen. Ich zögere, weiß nicht, ob ich ihr helfen oder erst die Nummer an der Tür ablesen soll – aber dann fällt es mir ein, neunter Stock, so weit oben, dass man den ganzen Dupont Circle vom Balkon aus überblicken kann. »Neun-Null-Sieben«, stoße ich hervor. »Bitte kommen Sie schnell, oh mein Gott –«

»Wir schicken einen Krankenwagen zu Ihnen, Ma'am. Ist die Patientin bei Bewusstsein?«

Ich werfe einen Blick über meine Schulter. Athena hat aufgehört zu treten. Jetzt bewegen sich nur noch ihre Schultern, sie zucken ruckartig, als wäre sie besessen.

Dann hört auch das auf.

»Ma'am?«

Ich nehme das Handy vom Ohr. Meine Sicht ist verschwommen. Ich strecke meine Hand aus und rüttele an ihrer Schulter: nichts. Athenas hervorgetretene Augen sind weit geöffnet; ich kann nicht hinsehen. Ich berühre ihren Hals, um nach dem Puls zu suchen. Nichts. Die Frau von der Notrufzentrale sagt noch etwas, aber ich kann sie nicht verstehen; ich kann meine eigenen Gedanken nicht verstehen. Alles, was danach passiert, das laute Klopfen an der Tür und die hereinstürmenden Rettungssanitäter:innen, ist ein einziger dunkler, verwirrender Nebel.

Ich komme erst in den frühen Morgenstunden nach Hause.

Einen Todesfall zu dokumentieren, dauert offenbar sehr lange. Die Sanitäter:innen müssen jedes verdammte Detail überprüfen, bevor sie offiziell auf ihr Klemmbrett schreiben dürfen: *Athena Liu, siebenundzwanzig, weiblich, ist tot, weil sie an einem beschissenen Pancake erstickt ist.*

Ich muss eine Aussage machen. Ich blicke der Sanitäterin vor mir fest in die Augen, um mich abzulenken – sie sind hellblau und am äußeren Wimpernrand kleben dicke, schwarze Mascara-Klumpchen –, während in der Küche hinter mir eine Trage liegt und uniformierte Menschen ein Plastiklaken über Athenas Körper ziehen. *Oh mein Gott. Oh mein Gott, das ist ein Leichensack. Das ist wirklich passiert. Athena ist tot.*

»Name?«

»June – Entschuldigung, Juniper Hayward.«

»Alter?«

»Siebenundzwanzig.«

»In welcher Beziehung stehen Sie zu der Verstorbenen?«

»Sie ist – sie war – meine Freundin. Wir waren seit dem College befreundet.«

»Und was haben Sie heute hier gemacht?«

»Wir haben gefeiert.« Tränen steigen in mir hoch.
»Wir haben gefeiert, weil sie gerade einen Vertrag mit Netflix unterschrieben hatte, und sie war so verdammt glücklich.«

Ich habe komischerweise entsetzliche Angst, dass sie mich wegen Mordes verhaften werden. Aber das ist Unsinn – Athena ist erstickt, und der Fremdkörper (sie haben es immer »Fremdkörper« genannt – was ist das für ein Wort?) steckt dort in ihrem Hals. Es gibt keine Spuren eines Kampfes. Sie hat mich reingelassen, Gäste in der Bar können unseren freundschaftlichen Umgang bezeugen – *Ruft den Typen aus dem Graham an*, will ich sagen, *der wird das bestätigen*.

Aber warum versuche ich überhaupt, mich zu verteidigen? Diese Details sind unwichtig. Ich habe nichts getan. Ich habe sie nicht umgebracht. Das ist lächerlich; es ist lächerlich, dass ich mir deswegen überhaupt Sorgen mache. Keine Jury würde mich je verurteilen.

Schließlich lassen sie mich gehen. Es ist vier Uhr morgens. Ein Polizist – irgendwann kam die Polizei, was wohl üblich ist, wenn es eine Leiche gibt – bietet mir an, mich zu meiner Wohnung nach Rosslyn zu fahren. Den Großteil der Fahrt bleiben wir stumm, und als wir bei mir anhalten, spricht er mir sein Beileid aus, was ich zwar hören, aber nicht verarbeiten kann. Ich stolpere in meine Wohnung, reiße mir die Schuhe und den BH vom Leib, gurgle mit Mundwasser und lasse mich auf mein Bett fallen. Ich weine eine Weile, heule und schluchze,

um die furchtbare Anspannung aus meinem Körper zu vertreiben, und eine Melatonin- und zwei Schlaftabletten später schlafe ich ein.

In meiner Tasche, die ich achtlos auf den Boden geworfen habe, steckt Athenas Manuskript wie ein glühendes Stück Kohle.